

btb

Buch

Die dramatische und abenteuerliche Saga über die Eroberung des fünften Kontinents: Im Jahre 1806 kehrt der Londoner Fährmann William Thornhill seiner Heimatstadt den Rücken. Nicht freiwillig, aber bittere Armut hat ihn zum Gelegenheitsdieb werden lassen. Auf dieses Verbrechen steht die Todesstrafe. Nur seiner mutigen Frau Sal hat er es zu verdanken, dass die Strafe umgewandelt wird in lebenslange Verbannung nach Neusüdwesten. William erscheint dies schlimmer als der Tod. Doch Sal, die ihn mit den zwei Kindern begleitet, hat sich noch nie geschlagen gegeben. In der Ansiedlung namens Sydney bauen sie sich eine neue Existenz auf und lernen, mit den Ureinwohnern in friedlicher Nachbarschaft zu leben, erfahren jedoch die brutale Arroganz anderer Weißer, die sich selbstverständlich als Herren sehen und die Schwarzen zu verdrängen suchen. William und Sal hingegen begreifen etwas von der Grundregel des Gebens und Nehmens, nach der die Ureinwohner leben, und zollen ihnen Respekt. Doch der Hass lodert wild auf, und als William ein gefährliches Geheimnis entdeckt, muss er sich entscheiden, auf welcher Seite er steht.

Autorin

Kate Grenville ist eine der international bekanntesten und erfolgreichsten Autorinnen Australiens. Sie wurde mehrfach ausgezeichnet, u. a. mit dem Orange Prize, und steht auf der Shortlist des Man Booker Prize 2006. »Der verborgene Fluss« war ein weltweiter Erfolg und erhielt den Commonwealth Prize 2006.

Kate Grenville

Der verborgene
Fluss
Roman

*Aus dem Englischen
von Anne Rademacher
und Karina Of*

btb

Die englische Originalausgabe erschien 2005 unter dem Titel
»The Secret River« bei The Text Publishing Company, Melbourne.



FSC

Mixed Sources
Product group from well-managed
forests and other controlled sources

Cert no. GFA-COC-1223
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *Munken Print*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Mai 2008,

btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © 2005 by Kate Grenville

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2006 by

C. Bertelsmann Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
München

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagmotiv: getty images

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: Clausen & Bosse, Leck

EM · Herstellung: BB

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-73725-3

www.btb-verlag.de

*Dieser Roman ist den Ureinwohnern Australiens
und ihren Nachfahren gewidmet.*

FREMDE

Fast ein ganzes Jahr lang hatte die *Alexander* sich mit ihrer Sträflingsfracht durch die Wellen des Ozeans gekämpft, jetzt war sie am Ende der Welt angekommen. Es gab kein Schloss an der Tür der Hütte, in der William Thornhill, deportiert im Jahre des Herrn 1806 für die Dauer seines natürlichen Lebens, seine erste Nacht in der Strafkolonie Seiner Majestät in Neusüdwaales verbrachte. Genau genommen gab es auch nichts, das die Bezeichnung Tür oder Wand verdient hätte, nur ein Geflecht aus Stöcken und Lehm und vor der Türöffnung einen Lappen aus Baumrinde. Schlösser, Türen, Wände, das alles wurde hier nicht gebraucht. In diesem Gefängnis bestanden die Gitter aus Tausenden und Abertausenden Meilen Wasser.

Thornhill lag neben seiner friedlich schlummernden Frau, die ihre Hand fest in seiner verschränkt hatte. Auch das Kind und das Baby schliefen eng aneinander gekuschelt. Nur er selbst konnte sich nicht überwinden, in dieser fremden Dunkelheit die Augen zu schließen. Er spürte, wie die Nacht feucht und bedrohlich durch den Eingang der Hütte kroch. Sie brachte ihre ganz eigenen Geräusche mit: ein Knistern und Knacken, ein verstohlenes leises Rascheln und über allem das Rauschen des Waldes, der sich unendlich weit erstreckte.

Als er aufstand und durch die Tür ins Freie trat, hörte er niemanden rufen und sah auch keinen Wachposten. Draußen war nichts als die hellwache Nacht mit ihren schweren, erdigen Gerüchen. Über ihm ragten riesige Bäume auf. Eine Brise säuselte

durch das Laub, erstarb und ließ nur den mächtigen Wald zurück.

Thornhill war nichts als ein Floh auf der Flanke eines riesigen, reglosen Wesens.

In der Dunkelheit weiter unten, am Fuße des Hügels, verbarg sich die Siedlung. Ein Hund bellte müde und verstummte sofort wieder. Aus der Bucht, in der die *Alexander* vor Anker lag, drang das ruhelose Rauschen der See, die sich zwischen den Ufern der Landspitzen hin und her wälzte und hoch gegen den Strand schlug.

Am Himmel stand eine dünne Mondsichel, und die paar Sterne dort oben hatten für ihn so wenig Bedeutung wie achtlos verstreute Reiskörner. Es gab keinen Polarstern, jenen alten Vertrauten, an dem er sich auf der Themse orientiert hatte, und auch keinen Sirius, den Hundstern, dessen Verblassen ihm die nahende Morgendämmerung angekündigt hätte. Nur ein unbekanntes und gleichgültiges Funkeln.

Wenn er in den langen Monaten auf der *Alexander* in seiner Hängematte gelegen hatte, dem einzigen Platz, der ihm auf dieser Welt geblieben war, und dem Schlagen der Wellen an den Schiffsrumpf lauschte oder die Stimmen seiner Frau und seiner Kinder aus dem Lärm des Frauenquartiers herauszuhören versuchte, war es oft tröstlich für ihn gewesen, sich den Verlauf der Themse in Erinnerung zu rufen. Die Isle of Dogs, die Hundinsel, die gefährlichen Strömungen im tiefen Becken von Rotherhithe, die jähe Biegung bei Lambeth, hinter der man sich, kaum hatte man sie umschifft, mit einem Schlag unter einem völlig anderen Himmel wiederfand. Er kannte den Fluss wie seine Westentasche. In der Hängematte neben ihm grunzte Daniel Ellison, der selbst im Traum noch kämpfen musste, und hinter der Spant bei den Frauen herrschte Stille, während er selbst in Gedanken den Biegungen des Flusses folgte.

Doch dieses Leben war für immer vorbei. Das wusste Thornhill, als sich jetzt der seufzende Atem des weiten fremden Landes über ihn senkte und er den kalten Lehm Boden unter seinen Füßen spürte. Genauso gut hätte er an dem Strick baumeln können, den man schon für ihn geknüpft hatte. Dieser Ort war wie der Tod, von hier kehrte kein Mensch mehr zurück. Es war ein spitzer, stechender Schmerz, wie von einem Splitter unter einem Nagel, der Schmerz des Verlustes. Er würde hier unter diesen fremden Sternen sterben, und sein Körper würde in dieser kalten Erde verrotten.

Seit dreißig Jahren hatte er nicht mehr geweint, nicht mehr, seit er ein hungriges kleines Kind gewesen war, das noch nicht wusste, dass Tränen einem nicht den Bauch füllten. Doch jetzt schnürte es ihm die Kehle zu, und unter dem Druck der Verzweiflung quollen ihm Tränen aus den Augen und rollten warm seine Wangen hinab.

Es gab Schlimmeres als den Tod, so viel hatte das Leben ihn schon gelehrt. Und hier in Neusüdwaales gelandet zu sein war sicher schlimmer.

Als sich vor ihm etwas in der Dunkelheit bewegte, dachte Thornhill erst, es liege am Tränenflor vor seinen Augen. Er brauchte einen Moment, bis er begriff, dass dieser Schatten ein Mensch war, nackt und so schwarz wie die Nacht. Seine Haut schien das Licht zu schlucken, der Mann wirkte unreal, als würde Thornhill ihn sich nur einbilden. Die Augen lagen tief im Schädel und waren in ihren Knochenhöhlen nicht zu sehen. Das Gesicht wurde von dem großen Mund, der breiten flachen Nase und den tiefen Wangenfalten beherrscht. Wie im Traum und ohne jede Überraschung registrierte Thornhill die Narben auf der Brust des Mannes, akkurate gerade Linien, die sich wulstig von der Haut abhoben.

Der Mann machte einen Schritt auf Thornhill zu, fahles Ster-

nenlicht fiel auf seine Schultern. Er trug seine Nacktheit wie einen Mantel. Der Speer in seiner erhobenen Hand schien Teil von ihm zu sein, eine Verlängerung seines Armes.

Thornhill selbst fühlte sich trotz seiner Kleidung nackt wie ein Wurm. Der Speer war lang und bedrohlich. Sollte er dem Tod am Galgen entkommen sein, nur um sich unter diesen kalten Sternen die Haut durchbohren zu lassen und zu verbluten? Und hinter ihm lagen, kaum geschützt durch den Lappen Baumrinde, die weichen Körper seiner Frau und seiner Kinder.

Die Wut, seine gute alte Freundin, sprang ihm zur Seite. »Verflucht noch mal, hau ab«, rief er. »Scher dich zum Teufel!« Nach der langen Zeit als Sträfling, in der er immer vor der Peitsche gekuscht hatte, spürte er, wie sein Rücken sich durchdrückte und ihm seine volle Größe zurückgab. Seine Stimme war rau und kräftig, und seine Wut breitete sich warm in ihm aus.

Er machte einen drohenden Schritt nach vorne und sah die kleinen Steinsplitter an der Spitze des Speers. Diese Waffe würde den Körper nicht glatt wie eine Nadel durchbohren. Sie würde sich hineinfressen und ihn zerfetzen, und beim Herausziehen würde sie ihn noch einmal zerfetzen. Die Vorstellung entfachte seinen Zorn nur noch mehr. »Hau ab!« Auch wenn sie leer war, erhob er seine Hand gegen den Mann.

Dem Mund des Schwarzen entwichen Geräusche, und wie zur Bekräftigung tanzte der Speer immer wieder vor Thornhills Nase herum. Sie standen jetzt so dicht voreinander, dass sie sich hätten berühren können.

Aus dem wild sprudelnden Redeschwall waren plötzlich einzelne Worte herauszuhören. »Hau ab«, rief der Mann. »Hau ab!« Und zwar genau in Thornhills Tonfall.

Das war verrückt, als würde ein Hund auf Englisch bellen.

»Hau ab, hau ab!« Aus der Nähe sah er die Augen unter den dichten Brauen des Mannes aufblitzen. Sein Mund war nur noch

ein wütender Strich. Thornhill selbst hatte es die Sprache verschlagen, doch er wich nicht von der Stelle.

In gewisser Weise war er schon einmal gestorben, was machte es da, wenn er ein weiteres Mal starb. Man hatte ihm alles genommen, nur die Erde unter seinen nackten Füßen verband ihn mit diesem fremden Ort. Nichts war ihm geblieben, außer dieses Stück Boden und die hilflosen schlafenden Menschen in der Hütte hinter ihm, doch die würde er niemals kampfflos einem nackten Schwarzen überlassen.

Stille trat ein zwischen ihnen, und eine Brise fuhr durchs Laub. Er schaute sich kurz zu der Hütte um, in der seine Frau und die Kinder lagen, und als er wieder zurückblickte, war der Mann verschwunden. Die Dunkelheit flüsterte und vibrierte, doch vor ihm lag nur der Wald. Dort konnten sich Hunderte, ja Tausende von Schwarzen verstecken, ein ganzer Kontinent voller Männer mit Speeren und diesem grimmigen Zug um den Mund.

Er ging schnell zurück in die Hütte und stieß dabei gegen den Türrahmen, sodass große Brocken Lehmputz aus dem Wandgeflecht fielen. Diese Hütte bot keine Sicherheit, höchstens eine Ahnung davon, doch er zog den Rindenlappen zurück vor die Tür und streckte sich neben seiner Familie auf dem nackten Boden aus. Er musste sich zwingen stillzuliegen, doch jeder seiner Muskeln war angespannt, war auf einen plötzlichen Hieb ins Genick oder in den Bauch gefasst, er fuhr mit seiner Hand dorthin und spürte bereits die kalte, unerbittliche Waffe in seinem Fleisch.

ERSTER TEIL

LONDON

In den Zimmern, in denen William Thornhill in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts aufwuchs, konnte niemand einen Ellbogen ausstrecken, ohne gegen eine Wand, den Tisch, eine Schwester oder einen Bruder zu stoßen. Durch die kleinen zersprungenen Fensterscheiben drang nur mit Mühe ein wenig Licht, und der Ruß von der rauchenden Feuerstelle hatte sich wie ein Schleier über die Wände gelegt.

Sie lebten in der Nähe des Flusses, wo die Gassen gerade mal einen Schritt breit waren und selbst an strahlenden Tagen im Schatten der eng ineinander verschachtelten Gebäude lagen. Wo man auch hinschaute, überall nur Ziegelmauern und Schlotte, Pflastersteine und modernde Holzplanken, deren Maserung unter dem alten Kalkanstrich hervortrat. Die niedrigen Häuserreihen duckten sich unter ihrer eigenen Last und schienen direkt aus dem dreckigen Boden gewachsen zu sein. Hinter den Häusern stießen die Gerbereien, Schlachthäuser, Leimsiedereien und Brauereien ihre Ausdünstungen in die Luft.

Weiter unten am Ufer, jenseits der Gerbereien, verkümmerten weiße und rote Rüben im sauren Boden der feuchten Felder. Zwischen den Feldern lagen hinter Hecken und Mauern die Sumpfwiesen, auf denen nichts angebaut werden konnte. Dort, wo das Wasser stand und glitzerte, wuchsen Binsen und Riedgräser.

Alle Thornhills stahlen gelegentlich Rüben und riskierten dabei, von den Bauern mit Steinen beworfen oder von ihren Hun-

den geschnappt zu werden. Matty, der älteste Bruder, hatte an der Stelle, wo ihm einmal ein Stein den Appetit auf Rüben verleidet hatte, noch immer eine Narbe auf der Stirn.

Die höchsten Erhebungen der Gegend waren die Kirchtürme. Wo man in den schmutzigen und verwinkelten Gassen auch hinging, an jeder Ecke erhob sich wachsam ein Kirchturm, selbst weiter unten im sumpfigen Gelände. Und kaum war einer hinter der Wegbiegung verschwunden, ragte schon der nächste hinter den Schornsteinen auf.

Und zu jedem dieser Kirchtürme gehörte ein Gotteshaus. Soweit William Thornhill sich erinnern konnte, hatte sein Leben in dem größten Haus, das Gott besaß, begonnen: in der Christ Church unten am Fluss. Das Bauwerk war so groß, dass ihm bei seinem Anblick Tränen in die Augen traten. Auf den Säulen neben dem Eingangsportal hockten Steinlöwen mit weit aufgerissenen Mäulern. Seine Mutter hob ihn hoch, damit er sie besser sehen konnte, doch er fing vor Angst an zu schreien. Als er auf der Schwindel erregend weiten Rasenfläche stand, glaubte er, von ihr verschluckt zu werden. Die Büsche standen wie Wachposten in Reih' und Glied, und die Menschen, die in der Ferne die breite Steintreppe erklommen, wirkten wie winzige Insekten. Gähnende Leere breitete sich um William herum aus, vor seinen Augen drehte sich alles, und ihn ergriff Panik.

Auch in der Kirche wurde er vom leeren Raum überwältigt. Noch nie hatte er so viel Licht und Weite gesehen. Gott hatte so viel Platz, dass es einen Jungen aus der Tanner's Lane einschüchtern konnte. Im vorderen Teil des Kirchenschiffs überragte eine großartige Holzkonstruktion den Menschen in seiner Bank, die dem höher gelegenen Achterdeck eines Schiffes glich und mit aufwändigen Schnitzereien verziert war. Es schien keinerlei Grenzen zu geben, die William in der endlosen Leere dieses Raums und dem unbarmherzigen Licht, das von den riesigen Fenstern hinab-

strömte, Halt gegeben hätten. Alles war kalt, nirgendwo ein milder Schatten. Für einen kleinen Jungen, der seine Hosen am Gesäß noch offen trug, konnte innerhalb dieses grauen Gemäuers kein Trost zu finden sein.

Das alles ging über seinen Verstand, er wusste nur, dass Gott ihm so fremd war wie ein Fisch.

Seit er seinen Namen kannte, *William Thornhill*, hatte er das Gefühl, dass die Welt voll von William Thornhills war. Zunächst einmal gab es den Geist des ersten William Thornhill, des Bruders, der im Alter von nur einer Woche gestorben war. Anderthalb Jahre später, im Jahr 1777, einer recht klangvollen Jahreszahl, war er selbst auf die Welt gekommen, und sie hatten ihm den gleichen Namen gegeben. Der erste William Thornhill war eine Hand voll Staub in der Erde, und hier stand der aus warmem Fleisch und Blut. Und trotzdem schien der tote William Thornhill der erste zu sein, der richtige, während er selbst nur ein Schatten war.

Auf der anderen Seite des Flusses, im Labour-in-Vain Court, wohnten ein paar entfernte Verwandte und noch mehr William Thornhills. Zum einen war da der alte Mr. Thornhill, über dessen dunklen Kleidern ein runzeliger kleiner Kopf wackelte. Dann gab es seinen Sohn, den Jungen William, der fast ganz hinter einem schwarzen Bart verschwand. In St. Mary Mounthaw lebte noch ein William Thornhill, ein kräftiger zwölfjähriger Junge, der den jüngsten William Thornhill kniff, wann immer sich die Gelegenheit bot.

Schließlich bekam die Frau von Onkel Matthew, dem Seekapitän, noch ein Kind, das ebenfalls William Thornhill genannt wurde. Als sie mit dem Neugeborenen zu Besuch kamen und seinen Namen verkündeten, drehten sich alle lächelnd zu William um und erwarteten auch von ihm ein Lächeln. Er gab sich Mühe, doch seine schlaue Schwester Mary, die Älteste, sah sein langes

Gesicht. Später boxte sie ihn in den Arm. »Dein Name ist gewöhnlich wie Dreck, William Thornhill«, sagte sie, und die Wut stieg in ihm hoch. Er boxte zurück. »Die ganze Welt wird voll von William Thornhills sein«, rief er, und darauf fiel ihr bei aller Schlaueit nichts mehr ein.

Seine Schwester Lizzie, die zu jung war, um Laken zu säumen, aber alt genug, um ein Kind auf der Hüfte zu tragen, musste auf die jüngeren Geschwister aufpassen. Ständig schleppte die Sechsjährige den kleinen William mit sich herum, damit er nicht auf dem dreckigen Boden herumkrabbelte, und so wurde ihm der Geruch von Lizzie und ihrem krausen, widerspenstigen Haar, das sich dauernd unter der Haube hervorstahl, vertrauter als der seiner Mutter.

Er hatte immer Hunger. Es gehörte einfach zum Leben dazu: das nagende Gefühl im Bauch, der schale Geschmack im Mund, die Wut darüber, dass es nie genug gab. Sobald das Essen auf den Tisch kam, stopfte er gierig alles in seinen Mund, damit er die Hände wieder frei zum Nachfassen hatte. Wenn er schnell genug war, konnte er seinem Bruder James das Brot auf dem Weg zum Mund entreißen, sich ein Stück abbrechen und es hinunterschlingen. War es erst geschluckt, konnte es ihm niemand mehr nehmen. Nur machte Matty es leider genauso und riss William mit dem verschlagenen Blick eines Tieres das Brot aus der Hand.

Und immer fror er. Seine wilde, wütende Sehnsucht nach Wärme hatte schon etwas Verzweifertes. Im Winter glaubte er, nicht Füße, sondern Steine unten an den Beinen zu haben. Nachts lag er zitternd neben seinen Geschwistern auf dem muffigen Stroh. Flöhe und Bettwanzen saugten ihnen durch die zerlumpten Kleider das Blut aus, sodass sie sich ständig kratzen mussten.

Mehr als nur einmal hatte er Bettwanzen gegessen.

Die beiden kleinsten Thornhills mussten sich eine Decke teilen und wärmten einander mit ihren ungewaschenen Körpern. James war zwei Jahre älter als William und bekam den Löwenanteil der Decke, doch William war zwar kleiner, aber schlau. Er zwang sich, wach zu bleiben, bis er das Schnarchen von James hörte und einen Großteil der Decke über sich ziehen konnte.

»Du hattest immer Hunger«, sagte seine Mutter, als er sie einmal fragte, wie er als Kind gewesen sei, doch schon im nächsten Moment wurde das Gespräch durch ihr Husten unterbrochen, eine Explosion, die ihren ganzen Körper erschütterte. Manchmal schien es, als wäre dieser Husten das Einzige, was an seiner Mutter noch stark und kräftig war. »Du bist ein gieriger Lausbengel gewesen«, flüsterte sie schließlich. Selbst als er beschämt davonschlich, hörte er seinen leeren Magen grollen. Die Abneigung in der Stimme seiner Mutter hatte etwas kalt und hart werden lassen in ihm.

Lizzie hatte dieselbe Geschichte zu erzählen, nur klang sie bei ihr ein wenig anders. »Gierig?«, rief sie. »Und ob du gierig warst! Schau dich doch nur an, Will, meinst du, man wird von leerer Luft so ein Riesenkerl?«

Aber ihr Tonfall sagte nicht, dass es etwas Schlechtes war, so ein Riesenkerl zu sein. Und als sie hinzufügte: »Wir haben immer gesagt, du hast ein Loch im Bauch«, lächelte sie.

Als Baby hätte man sich keine bessere Schwester als Lizzie wünschen können. Sie war stark genug, ihn ständig herumzutragen, und hatte immer einen in Zucker getunkten Stofflumpen dabei. Doch William war noch keine drei Jahre alt, als seine Mutter plötzlich dick und reizbar wurde. Bald musste er die Rolle des Jüngsten an ein neues Baby abtreten, das jetzt auf Lizzies Hüfte hockte. Über William, der schon im Schatten des toten William Thornhill lebte, fiel nun auch noch der Schatten des neuen Bruders John. Irgendwie schien er für alle Zeiten in dem

engen Raum zwischen einem Davor und einem Danach, einem Oben und einem Unten eingezwängt zu bleiben.

Unter ihm war John, und über ihm waren Lizzie und James, darüber noch der größte Bruder Matty und ganz oben Mary, die Älteste, die ihnen mit ihrer lauten, ständig schimpfenden Stimme Angst einjagte. Zusammen mit der Mutter saß sie dicht vor dem kleinen Fenster und nähte Leichentücher für Gillings. Und dann gab es noch Robert, der zwar älter war als William, aber trotzdem jünger. Der arme Robert hatte nach dem Fieber, an dem er im Alter von fünf Jahren beinahe gestorben wäre, einen Großteil seines Verstandes eingebüßt, und von seinem Gehör war ihm noch weniger geblieben. Einmal bekam William mit, wie seine Mutter den Bruder anschrte: »Wärs du doch besser gestorben, dann wären wir eine Sorge los!« Da zog sich etwas in ihm zusammen, denn der arme Rob war ein lieber Junge, und wenn seine Augen vor Freude über ein kleines Geschenk aufleuchteten, hätte er sich ihn nicht tot wünschen mögen.

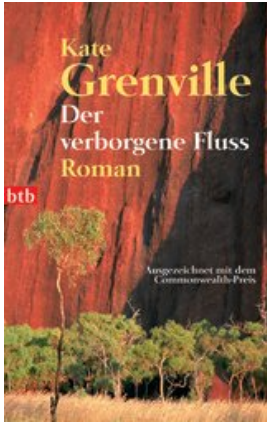
Pa arbeitete in der Baumwollspinnerei oder in den Mälzereien und Gerbereien, doch es hielt ihn nirgendwo lange. Auf seinen ausgezehrten Wangen blühten ständig rote Flecken, als wäre er wütend. William kannte ihn nur schläfrig und übermüdet. Wenn er redete oder lachte, verwandelten sich Worte oder Heiterkeit schnell in einen feuchten, rasselnden Hustenanfall. Bei Johns Taufe hatte er sich als Schankwirt ausgegeben, doch dahinter verbarg sich lediglich, dass sich ein paar düster dreinschauende Männer aus Mr. Chouberts Gerberei in einem der beiden kleinen Zimmer der Thornhills trafen, aus schmutzigen Holzhumpen Ale tranken und die Pasteten aßen, die seine Mutter aus viel Teig mit wenig Fleischfüllung gebacken hatte. Wenn die Gerberbottiche im Winter zufroren, blieben die Gäste aus, und das Zimmer lag düster da. Von den Bodendielen stieg der Geruch nach altem Ale auf und aus dem Kamin der nach kalter, kalkiger Asche.

Dann brachen für die Thornhills magere Zeiten an. Schon mit fünf Jahren musste William, ausgerüstet mit einem Stock und einem Sack, im Morgengrauen mit seinem Vater durch die Straßen ziehen und Hundekot sammeln, den die Gerbereien zum Beizen benutzten. Sein Vater trug den Sack und der kleine William den Stock. Pa schritt vorneweg, um aus der Höhe nach den dunklen Hundehaufen Ausschau zu halten. Fanden sie keine, wussten sie, dass sie ihre hungrigen Bäuche nur mit braunem Wasser aus dem Fluss würden füllen können. Doch wenn Pa einen Hundehaufen erblickte, war es die Aufgabe des Jungen, ihn mit Hilfe des Stocks in den Sack zu befördern, wobei er sich stets bemühte, den Gestank nicht einzuatmen. Am schlimmsten waren die Pflastersteine bei Tyer's Gate mit ihren besonders breiten Spalten, in denen der Hundekot feststeckte. William musste ihn mit dem Stock und manchmal sogar mit den Fingernägeln herauspulen, während Pa hustend neben ihm stand und mit dem Finger auf die Reste zeigte.

Ein voller Sack Hundekot brachte in der Gerberei neun Pence ein. William hatte nie gefragt, wozu sie den Kot brauchten. An manchen Tagen wäre er lieber gestorben, als weiter den Dreck vom Pflaster in Southwark zu kratzen, doch dann schmerzte sein leerer Magen, und das war schlimmer als aller Gestank.

Ma hatte eine weniger eklige, dafür aber riskantere Methode, um an Geld für einen Laib Brot zu kommen. Eines Tages hatten Willie, Lizzie und James hinter einem Karren gehockt und sie beobachtet. William war mulmig zumute. War nicht viel zu offensichtlich, was sie im Schilde führte, so wie sie mit angespanntem Gesichtsausdruck durch die Straßen schlich? Halt den Kopf hoch, Ma, hätte er am liebsten gerufen. Und lächle!

Sie sahen zu, wie sie sich dem Büchergestell näherte. Die Buchhändlerin hielt sich in ihrem Laden auf, und man konnte nicht wissen, ob sie die Auslagen draußen im Blick hatte. Am



Kate Grenville

Der verborgene Fluss

Roman

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-73725-3

btb

Erscheinungstermin: April 2008

Eine bewegende Australiensaga – eine Einwanderfamilie und ihr Kampf ums Überleben

Australien, zu Beginn des 19. Jahrhunderts: Bittere Armut hat William Thornhill zum Gelegenheitsdieb werden lassen. Und so kommt es, dass der Londoner gemeinsam mit seiner Frau nach Sydney verbannt wird. Nach einem entbehrungsreichen Anfang gelingt es ihnen, sich mit ihren Kindern den Traum vom eigenen Land zu verwirklichen und sesshaft zu werden – doch zu spät erkennen sie, dass sie damit den Konflikt mit den Ureinwohnern heraufbeschwören.

Angereicht mit dem Commonwealth-Preis.

 [Der Titel im Katalog](#)